Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel : Fahrende Künstler

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): **- (2004)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-842812

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel

Fahrende Künstler

Nicht nur trieb sie der Beruf der Fahrenden umher, sondern auch die Bürger, die Sesshaften, die sie nicht in ihren Städten litten. Sie sahen die Gaukler, Komödianten, die Bärenführer und andere Attraktionen gerne an ihren Märkten und Festen, bezahlten, lachten und staunten über sie. Doch am Tag danach, wenn der Alltag wieder in die Stadt Einzug gehalten hatte, dann, ja dann hatten die Fahrenden selbstverständlich das Feld zu räumen und die Stadt auf dem direktesten Weg zu verlassen.

Nehmt die Wäsche von der Leine ...

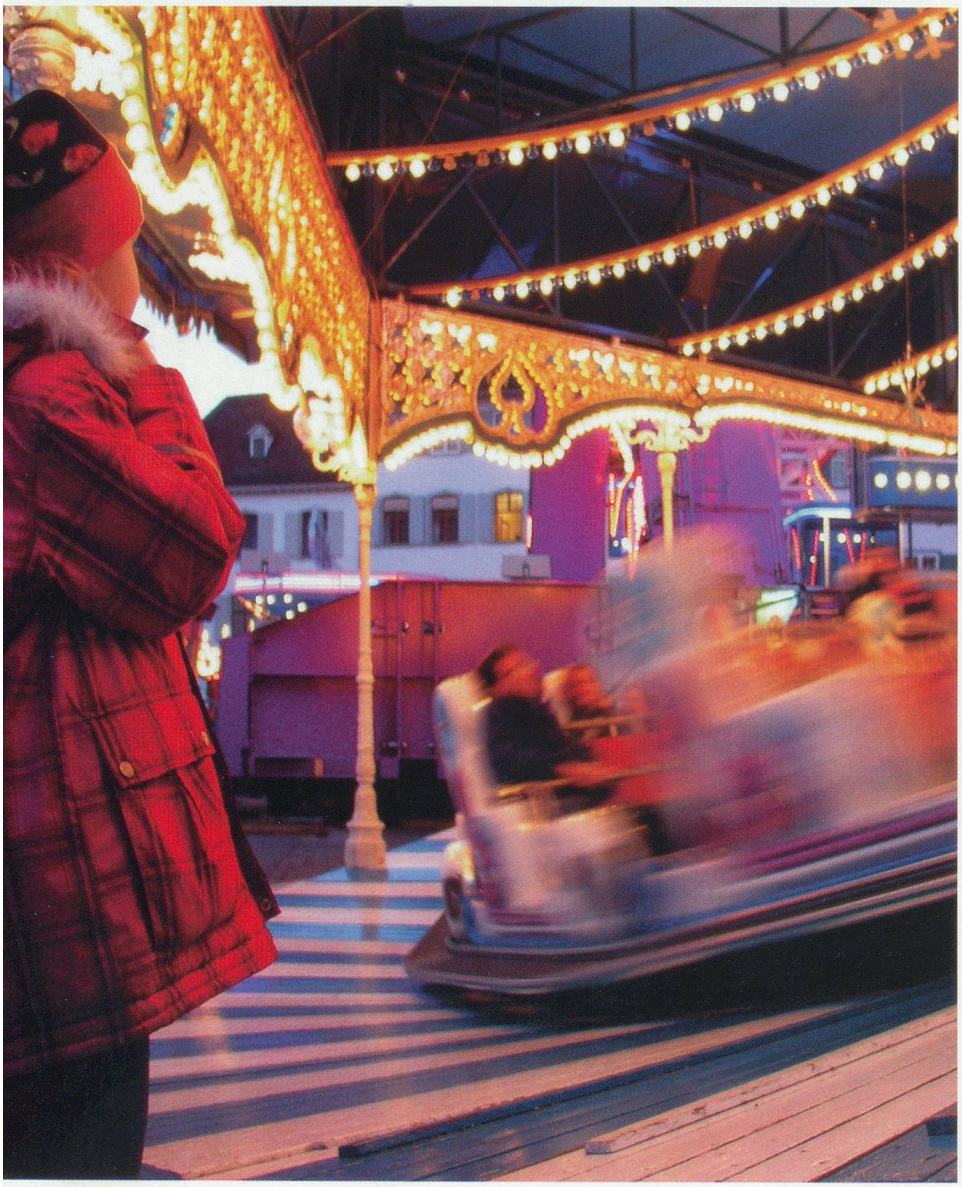
... die Komödianten kommen, lautete eine Berufsweisheit der Schauspieler und Artisten, die noch heute Allgemeingut ist und gelegentlich – je nach Temperament – ironisch, zornig oder deprimiert geäussert wird. Sie verweist auf jene Zeit, als die Komödianten, Gaukler, Seiltänzer und Quacksalber noch kein Stadtrecht besassen, feste Aufführungsstätten in den Ortschaften fehlten und sie zu Fuss oder in dem durch Thomas Mann in die Literatur eingegangenen «grünen Wagen» plötzlich ins Dorf oder in die Stadt einzogen.

Keine Anschlagzettel, keine PR-Kampagne und keine Zeitungsnotizen hatten auf ihr Kommen hingewiesen. Plötzlich und unverhofft erschienen sie vor den Stadttoren oder am Dorfeingang. Lediglich ihr schlechter Ruf eilte ihnen voraus, die Bewohner aufschreckend, die ihre Besitztümer umgehend vor der Armut der Fahrenden in Sicherheit brachten. «In diesem Augenblick hörte man deutlich von der Strasse her das Schmettern einer Trompete und dazwischen Paukenschläge. (...) es waren (...) zwei Männer und eine Frau, die bunt und phantastisch aufgeputzt ihren Umritt hielten. «Hunderte von Neugierigen drängten ihnen nach» schilderte Theodor Fontane in Grete Minde ihren Einzug in die Kleinstadt. Die Fahrenden brachten Aufregung in die Ortschaften, in diese festgefügten, überschaubaren und geregelten Gemeinwesen, mit ihnen verband sich eben auch Abwechslung, die begehrte Aufregung in einem ansonsten eintönigen Dasein.

Romantik ist es nicht

Nicht romantische Verklärtheit, wie sie die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts so suggestiv beschwor, trieb die Gaukler auf die Strasse, sondern ausschliesslich der Kampf um das liebe Brot. Noch 1910 widersetzte sich Waldemar Otto, Chefredakteur der Fachzeitschrift «Der Artist» jeglicher Verklärung des Artistenstandes: «Für den naiven Zuschauer umgibt die Künstler des Zirkus und des Varietés eine eigenartige Romantik, geblendet durch den Glanz von äusserem Tand. (...) Der Artist selbst spürt aber nichts von solchen märchenhaften Herrlichkeiten. Sein ganzes Dasein ist ein steter Kampf. Wohl werden (...) die merkwürdigsten Abenteuer und Erlebnisse erzählt, doch empfiehlt es sich, davon so wenig wie möglich für wahr zu halten. Denn das Künstlerleben ist in Wirklichkeit bare Prosa. Mühe und Qual – nichts weiter.»

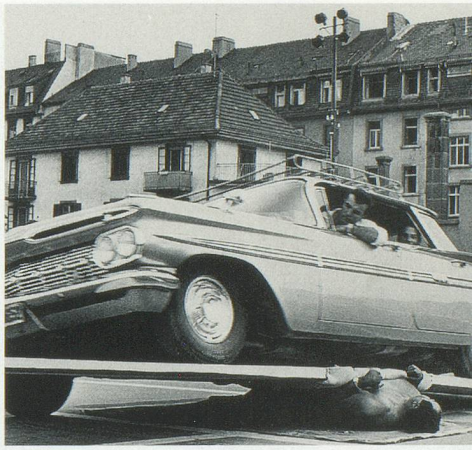
Keine Heerscharen vagabundierender Genies bevölkerten jahrhunderte-



Das Clara Varieté

Die Varieté-Tradition in Basel geht auf Karl Küchlin zurück, dem die Regierung im Jahre 1900 die Erlaubnis erteilte, anstelle seines in Freiburg niedergebrannten Colosseum-Theaters «ein ebensolches Etablissement» in der Cardinalhalle in der Freien Strasse einzurichten. Dies war neu für Basel, denn bisher wurden Varieténummern nur durch Schaubudenbesitzer, Wanderzirkusse und reisende Theater gezeigt.

1908 erfolgte eine zweite Erlaubnis zur Führung eines Varietés, an der Clarastrasse 38. Gesangs- und Possenensembles, Komödien- und Singspieltruppen in trachtenähnlicher Kostümierung bestritten das Hauptprogramm. Im gleichen Jahr nahm an derselben Strasse das Speise- und Konzertlokal Löwenbräu St. Clara



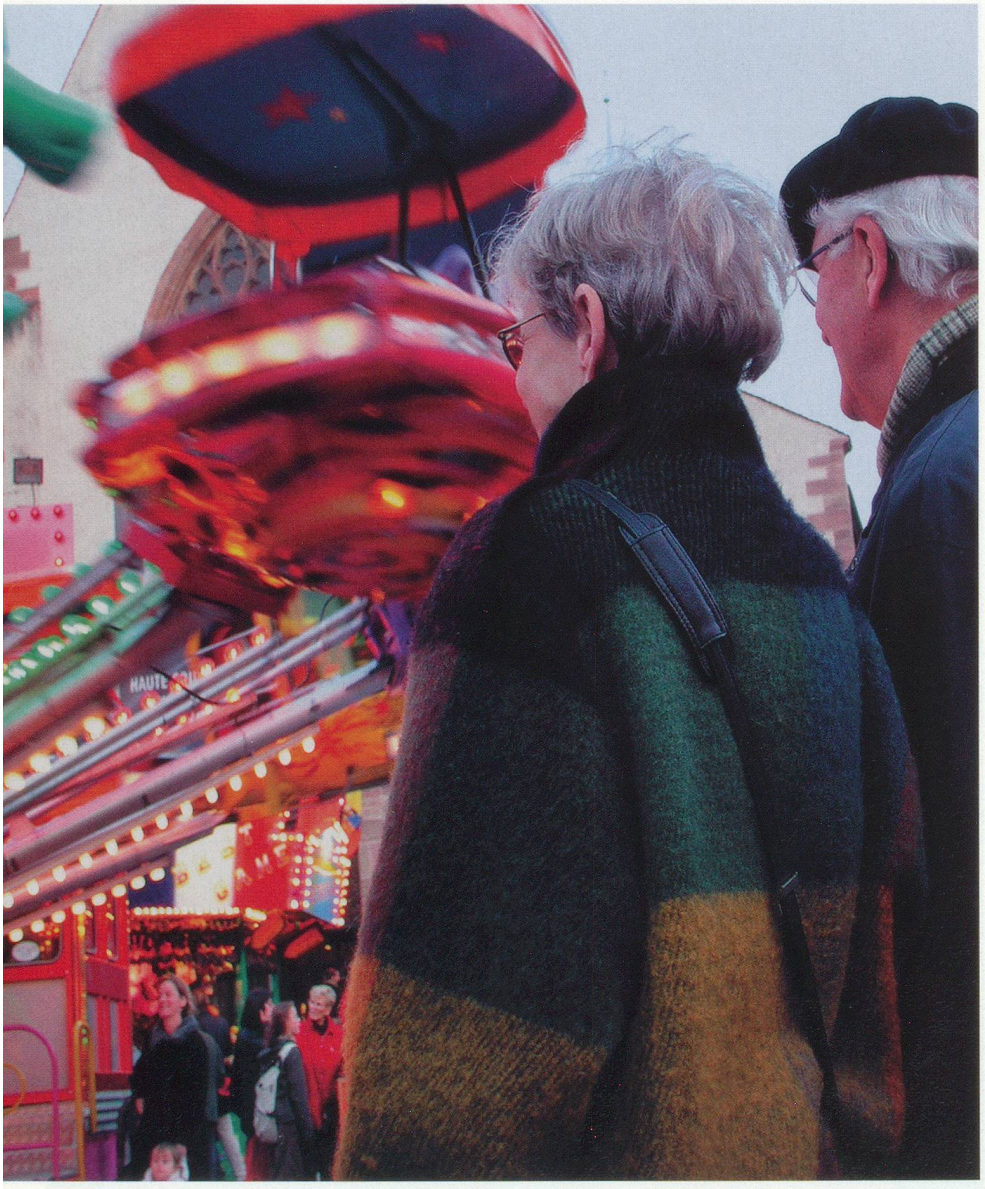
seinen Betrieb auf. 1929 wurde das Haus zum eigentlichen Clara Varieté-Theater umfunktioniert. Internationale Spitzenstars fanden sich ein, Artisten, Clowns, Parodisten, Tänzerinnen, Soubretten, Hellseher, Kraftmenschen, Jongleure, Revuegirls, Messerstecher, Bauchredner, und Magier. Aber auch Seelöwen, Schlangen und Bären rissen das Publikum zu eigentlichen Begeisterungsstürmen hin.

Tempi passati – 1968 senkte sich zum letzten Mal der Vorhang. Das letzte Varieté der Schweiz musste seinen Betrieb schliessen – die Konkurrenz durch Stripteasebars und Nachtclubs war zu gross.

lang die Wege und Strassen dieser Welt, sondern Armut, Arbeitslosigkeit, Krieg oder jugendliches Draufgängertum hatten Männer, Frauen und Kinder auf die Strasse getrieben, auf der manche von ihnen mit künstlerischem Geschick ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Die reisenden Gruppen waren aus ökonomischen Gründen beschränkt auf Einzelne oder Familienmitglieder. Der Bärenführer reiste nicht mit dem Seiltänzer, ein Puppenspieler nicht mit dem Bänkelsänger. Denn jeder hätte dem anderen das spärlich fliessende Geld der Sesshaften halbiert. Nur selten vereinigten sie sich zu grösseren Verbänden von fünf bis zehn Personen. Doch auch hier diktierte der mögliche Verdienst den Zusammenhalt: Die reisenden mittelalterlichen Ärzte etwa, die Quacksalber, verbündeten sich häufig mit Possenreissern und Artisten, die die Zuschauer animierten und die Kunden von dem durchaus blutigen Tun ablenkten.

Attraktionen und Sensationen, noch und noch

So zogen die fahrenden Künstler von Ort zu Ort, von Konzilien, Märkten, Freischiessen und Versammlungen. Grosse Jahrmärkte zogen sie an wie Magnete, denn ausser dem Handel wollte dort der Bürger auch dem Vergnügen frönen. Auch in Basel bedeutete Messe von jeher nicht nur Gross- und Kleinhandel von Waren jeglicher Art, sondern sie war und ist auch immer mit Volksbelustigungen verbunden. Anfänglich gab man sich mit Wettläufen, mit Gabenschiessen, Pferderennen, Kegeln und Lotterien zufrieden. Besonders die Glücksspiele lockten die Zu-



Der Herr der Bewilligungen

Der Basler Polizeileutnant Haller, dem die Beaufsichtigung der Messe oblag, hatte es sich zum Grundsatz gemacht, nur die allerbesten Schaugeschäfte zuzulassen, und pflegte deshalb andere Messen zu besuchen, wo er seine Wahl traf und die Besitzer von Schaubuden, die ihm besonders zusagten, zur Beteiligung an der Basler Messe aufforderte. Dabei liess er es aber keineswegs bewenden, sondern er sorgte auch auf dem Messeplatz selbst in einer ganz ungewöhnlichen Weise für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der Sauberkeit.
So hatte sich der Polizeileutnant anno 1875 das Weissersche Karussell angesehen und dabei bemerkt, dass die Messingteile nicht so blank geputzt waren, wie er es für nötig hielt. Er schickte deshalb am anderen Morgen sechs Dienstmänner mit dem nötigen Putzzeug auf die Messe, um die Metallteile zu reinigen. Als an dem Karussell alles blitzte und blinkte, überreichte Haller dem Besitzer die Rechnung, die dieser unter Zähneknirschen begleichen musste.

Die Diskussionen sind die alten geblieben: Heute wie vor über 100 Jahren war und ist es der Herr der Messe, der über Sein oder Nichtsein der Schausteller das Sagen hat.

schauer in die Rheinstadt. Zur Messezeit wurden die verlockenden Gewinne am Rathaus und an der Rheinbrücke angeschlagen und die Besucher dadurch animiert, möglichst viele Lose zu kaufen. Es dauerte nicht lange und die Basler Messe zog fahrendes Volk mit wilden Tieren in die Stadt, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Quacksalber, Bänkelsänger, Flohdresseure und was das Herz begehrt. Sie erfreuten die Besucher mit ihrer Akrobatik, Dressuren und Zaubereien, mit Missgeburten, Theater und orientalischen Klängen. Bereits 1602 wurde an der «Basel Mess einem Comoedianten erlaubt, drey Tag zu spielen». 1649 versetzte «ein wunderlicher Wassertüncker» das Volk in Staunen. Dieser «trank fast ein Züber mit Wasser aus, gab hernach anstatt des Wassers allerhand heraus, wie Wein, rot und weiss, Bier, Rosenwasser und Brandtenwein.» Dann war es 1693 ein Elefant, der «in allerhand Künsten geübt war. Konnte mit dem Rüssel einen Ton von sich geben, gleich einer Trompete. Item mit demselben schoss er ein Pistolen los, zog auch Geld und anderes den Leuten aus den Säcken.» Ein Jahr später rissen französische Luftspringer die Basler von den Stühlen. Seltsame Kreaturen ohne Hände und Füsse, bedauernswerte Geschöpfe ohne Unterleib, affenartig behaarte Menschen stellten sich zur Schau – zum Gaudi des Publikums, das zwischen Faszination und Ekel schwankend seinen Obolus entrichtete. Ein chinesischer Künstler liess durch einen Zuschauer seinem Kompagnon den Kopf abhauen, worauf der grosse Meister dem Geköpften das Haupt wieder aufsetzte, als wäre nichts geschehen. 1781 war es eine Riesin aus der Bretagne, ihr Leib so dick wie drei starke Männer, die die Gemüter erregte. Und endlich war es 1908 der Riese Pisjakoff, der auf der Messe debütierte und der grösste Mensch der Welt war. Er wog nicht weniger als 188 Kilo. Im Gasthof beanspruchte der Riese zwei Betten und verschlang die dreifache Portion eines normalen Menschen.

Gemessen an der Zahl der Krämer waren die Schausteller aber immer stark in der Minderheit. Dass sich zur Messezeit «viel herrenlos Gesind allhier einschleichen möchte» war weiter kein Wunder. Die Obrigkeit erliess deshalb

besondere Vorsichtsmassnahmen und verlangte die Überwachung der Durchreisenden. Trotz dieser Vorkehrungen gelangten immer wieder allerhand «Vögel» in die Stadt. Wer bei Diebereien oder anderen krummen Geschäften erwischt wurde, wurde hart bestraft, an den Pranger gestellt, ausgepeitscht, ein Zeichen auf die Stirn gebrannt und aus der Stadt verwiesen.

Moritatensänger – eine vergessene Kunst

Nicht wegzudenken von der Messe waren die so genannten «Moritaten», die allerdings um 1930 von der Stadt verboten wurden, weil «sie die Kinder zu stark aufregten». Die Anziehungskraft derselben war auf alle Fälle enorm, vor allem die «Helgen» hatten es dem Publikum angetan. Drei oder vier Leinwandrollen wurden an einer Stange befestigt und dann entrollt, jede Rolle etwa in 12 Quadrate unterteilt, auf denen die verschiedenen Phasen eines Verbrechens aufgezeichnet waren. Das letzte Bild oder Helge zeigte immer und zwingend einen Geköpften oder Gehängten, der seine Geliebte oder seine ganze Familie meuchlings ermordet hatte. Selbstverständlich, wie sich das für eine echte Moritat geziemt, wurde das Ganze mit Drehorgel und gesungenen Texten untermalt.

Politisch unkorrekt aber nicht weniger faszinierend war die uralte Negerin, zumindest erschien sie der Menge so, die es meisterhaft verstand, mit ihrer Wahrsagerei die Leute in ihren Bann zu ziehen. Für 20 Rappen verkaufte sie einem ein Stückchen Hoffnung auf bessere oder glücklichere Zeiten. Im Varieté auf dem Kasernenareal finden wir sie noch, die Wahrsagerin, die aus der Hand liest und darin sieht, dass uns das Glück ganz bestimmt hold sein wird. Wer kann hier noch zögern, sie für eine gnädige Zukunft mit zwei Franken zu entschädigen? Knausern liegt nicht drin, denn – Hand aufs Herz – schwingt nicht im Innersten die Angst mit, sie könnte sonst mit einem bösen Zauber Unglück über uns bringen?

Das Leben ist die Strasse

Schaustellerfamilien reisten mit ihren Schaubuden durch die Lande, Völkerschauen wurden präsentiert, wie etwa Liebestänze aus einem Negerdorf, Albinos wurden als nordische Eismänner verkauft und alle 30 Minuten verbrutzelte ein Schaubudenartist auf dem «Elektrischen Stuhl». Und heute? Die Attraktionen haben sich im Laufe der Zeit geändert, aber eines gilt doch nach wie vor: Wichtig ist nicht, was echt ist, sondern was echt genug erscheint. So braucht es gewiefte Rekommandeure, die dem Publikum ein X für ein U vormachen können, denn die Konkurrenz ist gross, der Markt ist klein und man muss sich etwas einfallen lassen. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel:

Moggedaig und Mässmogge

Der «Moggedaig», ein warmer Zuckerteig für Messmocken, in welchen «der letzte Centime investiert wurde», gehörte einst zum «Muss» eines jeden Schulkindes. Aber schon zu Beginn der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts stand die «klebrige Masse» nicht mehr hoch im Kurs. Adolf Zinsstag, Basels berühmter Goldschmied, beklagte sich schon damals und fragte, ob der

Moggedaig wohl entthront sei. Es sei fast anzunehmen, denn in seiner Jugend hätten zu Hause während vierzehn Tage alle Türfallen geklebt und jetzt, da er selber sechs Kinder habe, sei ihm dies noch nie aufgefallen.

Es war gegen Ende der 1860er Jahre, als zwei alte französische Zuckerkocher auf der Basler Messe eintrafen. In Basel fanden die zwei Alten ein sehr lohnendes Arbeitsfeld. An der Grenze von zwei Ländern, wo die Rohware bedeutend teurer war als hier, konnte sich bei gleich hohem Verkaufspreis, aber viel billigerer Beschaffung des Rohmaterials, ein sehr erträgliches Geschäft machen lassen. In ihrer Zeltbude aus Segeltuch zogen sie aus dem warmen Zuckerbrei lange dünne Zuckerstengel.

Das Geschäft florierte und 1869 erschienen erstmals eigentliche Confiseure auf der Messe. Aber das Ziehen der langen Stängel, die noch warm verkauft wurden, brauchte Zeit, Zeit, die den grossen und kleinen Schleckmäulern zu lange schien, Zeit, die die Zuckerbäcker lieber in den Verkauf als ins Herstellen investieren wollten: Und da kamen die Confiseure auf die Idee, kurze und dickere Stängel vorzufabrizieren und sie in harter und erkalteter Form zu verkaufen – der Mässmogge, wie wir ihn heute kennen, war aus der Taufe gehoben.

Gaukler und Feuerschlucker, die dicke Bertha und die Frau ohne Unterleib, von Ort zu Ort fahrend, angegafft als achtes Weltwunder können ein Lied davon singen. Keine festen Gagen sichern ihnen ein bescheidenes Einkommen, der kreisende Hut unter den Zuschauern bestimmt über den Menüplan der «Artisten».

Die Messe überdauert, mit unterschiedlichen Standorten und auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts fiebern die Basler der Herbstmäss entgegen, den kleinen und grossen Attraktionen. Jahr für Jahr zaubern uns die Resslirytimusik, der Glitter und Lichterglanz, die Buden, der Duft der Rosenkiechli und der gebrannten Mandeln ein Stück Jugenderinnerung hervor. Neben dem Gedränge und dem Gedröhn neuester Bahnen finden wir sie, die versponnenen Ecken, das Varieté mit seinen abgewetzten Sitzen, die Kettelibahn – eben – die Messe – wie sie zum Glück immer noch ist.

Verwendete Literatur

Trachsler Beat, D Mäss lytet yy, Helgen und Väärs vo der Baasler Mäss, GS-Verlag Basel, Basel 1998

Jansen Wolgang, Das Varieté, Die glanzvolle Geschichte einer unterhaltenden Kunst, Edition Hentrich Berlin, Berlin 1990

Matti Evi und René, Engeler Johnny, Aloha Basilea, Buchverlag Basler Zeitung, Basel 1995

Meier Eugen A., Festfreudiges Basel, Buchverlag Basler Zeitung, Basel 1992

Zinsstag Adolf, Helge und Gschichte us em alte Basel, im aigene Verlag, Basel 1964

Der billige Jakob

Zu den Zeitgenossen der fahrenden Leute gehören nicht nur die Schausteller und Universalkünstler, sondern auch die Strassenverkäufer, die ihre Mitmenschen mit seltener Ware und noch seltsamerer Redekunst beglücken: Die Männer mit ihrem gewaltigen Rednertalent schwelgen über eine Spezialtinktur gegen Fussschweiss und loben in nicht enden wollenden Superlativen die hervorragenden Eigenschaften eines Wichsbürstchens. Wer kennt ihn nicht, den Mann in der Küchenschürze auf dem Petersplatz, seinen Gemüsehobel in den höchsten Tönen preisend. Er raffelt und raffelt und reisst dabei seine Witzchen.

Es bildet sich eine Menschentraube, die ihm gebannt auf die Finger schaut. Das Ganze: ein vermeintlich Kinderspiel und – für den Schnorrer – ein Kassenschlager. Es ist fast anzunehmen, dass in jedem zweiten Basler Haushalt, irgendwo in der hintersten Ecke der Küchenschublade einer dieser «Höllenhobel» in der Versenkung langsam Rost ansetzt.